

der Besonnenen an, und findet er auch in der besser prämiirten Nachbars-Brut ein Haar in Gestalt einer falschen Feder, so schweigt er doch aus Achtung vor dem Richter, oder auch nur; weil er nichts zu reden hat, denn inappelabel ist der Spruch des Preisgerichtes.

Immer finden sich aber einige Schreier, welche als solche oft typisch sind, denn überall erscheinen sie und überall wird ihnen weh' gethan.

Gewöhnlich sind es ganz emsige Züchter, nur blind gemacht durch einige vielleicht unverdiente Erfolge. So gerne wir sie als Freunde begrüßten, presst es uns doch ein „Herr, verschone uns“ aus der Brust, sobald sie anheben, sich selbst ein Loblied anzustimmen und unsere oft mit Mühe erbetenen Preisrichter in Atome zu zerfasern.

Klein ist die Zahl der unabhängigen Männer, welche befähigt sind, das Preisrichteramt zu versehen und es wäre Sache der Vereine, sich Hyänen vom Leibe zu halten, welche aus Egoismus und Eitelkeit nur für sich Gewinn und Ehre suchen, die Institutionen der Vereine nur schmähend und hochachtbare Männer beleidigen können.

Falsch ist die Methode, wenn sich der Preisrichter dadurch vor etwaigen Anwürfen schützt, dass er durch unverdiente Vergebung von Preisen sich liebenswürdig zeigt, denn er hat die Pflicht, Recht zu sprechen, und nicht das Recht, aus Vereinsmitteln Gnade zu spenden.

Der Ausspruch des Preisgerichtes kann wohl discutirt, darf aber nie reprochirt werden. Mit der Bekritteltung wird auch der directe Vorwurf frei und damit alle Autorität begraben.

Wo keine Autorität, ist auch keine Disciplin; es bleibt daher Aufgabe der Vereinsleitungen, ihre Preisrichter zu schützen, um selbst bestehen zu können.

Wien, Juli 1892.

Rudolf Gerhart.

Allerlei vom Geflügelhofe.

Von W. Dackweiler.

(Fortsetzung.)

Sehen wir ganz davon ab, wie viel junge Thiere durch Raubwild verloren gehen, so halten wir auch dann noch unsere Behauptung anfrecht. Wie oft findet man in verlassenen Vogelnestern faule Eier oder todte Jungen. Und wenn man die lebenden Nestinsassen näher mustert, wie verschieden von Grösse sind dieselben; es ist sicher keine Seltenheit, wenn ein Nesthockerl dabei ist, das als ein verkrüppeltes, im Wachstum zurückgebliebenes Thierchen, nachher seinen Untergang findet. Man sucht uns immer durch schlagende Beweise zu überzeugen, dass durch das Eingreifen des Züchters mehr Schaden als Vortheil herbeigeführt werde. Da hat z. B. eine Henne im Verborgenen gebrütet, Niemand wusste um sie oder konnte sich um sie und das Brutnest kümmern, und da kommt das Thier mit einer ganzen Zahl munterer Kücken hervor. Man hat das Nest aufgesucht und siehe, alle Eier hatten Kücken ge-

bracht und die Eischalen waren so schön halbirt. Das ist dann ein unwiderleglicher Beweis, dass man sich um brütende Thiere nicht kümmern soll. Vorab bemerken wir hierzu, dass, abgesehen von den vielen Glucken, die bei dem Brüten im Verborgenen sammt den Eiern von Raubwild geholt werden, auch in sehr vielen solcher Fälle ein ganz schlechtes Brutresultat erzielt wird, und dass auch ganz günstige Resultate unter der Aufsicht des Züchters zu verzeichnen sind. Nicht, dass die Henne im ersten Falle ganz ungestört blieb, und sich ihr Brutnest nach ihrem Naturtriebe anlegen konnte ist die Ursache eines guten Erfolges; ebensowenig das Eingreifen des Züchters auf der anderen Seite der Grund des Misslingens, wobei wir selbstverständlich von Fehlern des Züchters absehen müssen. Bei dem Brüteprocess kommen recht viele Umstände in Betracht. Wenn der Züchter diese kennt, und naturgemäss regelt, so thut er nicht mehr, als ihm sein Züchterberuf vorschreibt. Gerade so verhält es sich mit dem Aufkommen der jungen Thiere. Nicht alle ausgeschlüpften Thiere entwickeln sich zu vollkommener Grösse, viele davon gehen verloren und nicht bloss durch oder unter der Pflege des Züchters, sondern auch bei den freilebenden Thieren. Nicht, weil hier die Aufzucht eine freie natürliche ist, muss sie unbedingt gedeihen. Das Gedeihen hängt eben wieder von den begleitenden Umständen ab. Wer kennt nicht die Klagen unserer Nimrode über die nassklete Witterung im Frühjahr; sie wissen eben zu gut, dass darauf ihr Wildbestand beruht. Freilich ist alles in der Natur vollkommen; aber die Natur wird auch zu ihrem eigenen Feinde. Was an der einen Stelle fördert, kann an der anderen schädigen. Der Landmann frent sich über den erquickenden Regen und der Jäger beklagt dabei den Untergang seines jungen Wildbestandes. Gehen wir nun auf die Aufzucht unseres Junggeflügels näher ein, so dürfen wir sagen, dass die Aufzuchtsmethode unstrittig die beste ist, die sich der Natur am meisten anschmiegt. Wir haben das Huhn zum Haustihere gemacht und da ist es selbstredend, dass auch die Aufzucht desselben eine andere werden musste; sie hat sich nur nach der Natur der Thiere zu richten, muss sich dieselbe zur Richtschnur nehmen. Wollten wir die Glucke, nachdem sie die Küchlein ausgebrütet, sich ganz selbst überlassen, es würde traurig um die Geflügelzucht aussehen. Wir müssen eben eingreifen und der Natur zu Hilfe kommen. Das Erste zu einer gedeiblichen Aufzucht sind gesunde, kräftige Zuchtthiere. In diesem Punkte ist uns die Natur ein rechter Lehrmeister. In ihr kommen durchwegs nur kräftige Thiere zur Fortpflanzung. Alles Schwächliche geht durch den Einfluss der Witterung oder im Kampfe mit dem Stärkeren zu Grunde. Wenn man dagegen bedenkt, welch' erbärmliches Zuchtmaterialie von unvernünftigen Züchtern oft zur Zucht eingestellt wird, dann braucht man sich über das Weitere nicht zu wundern. Junge, noch nicht ausgewachsene und altersschwache Thiere gebraucht man als Zuchtthiere und bringt diese dazu oft noch in Räumlichkeiten unter, die nichts weniger als gesunde Aufenthaltsräume sind, die eher Gefängniss oder Marterstätte

genannt zu werden verdienten. Setzt man sich da nicht mit sich selbst in Widerspruch, wenn man von solchem Zuchtmateriale lebenskräftige Nachzucht erzielen will? Das Fundament der Zucht sind gesunde, kräftige Zuchtthiere. Wer nicht auf diesem Fundamente aufbaut, dessen Hoffnung gleicht Seifenblasen. Sind lebensfähige, junge Thiere vorhanden, dann kommt an zweiter Stelle eine naturgemässe, vernünftige Aufzuchtsmethode. Wenn wir sagen „naturgemässe“, so meinen wir damit eine solche, welche der Thiergattung und der natürlichen freien Aufzucht entspricht. Junge Enten müssen z. B. ganz anders behandelt werden als junge Hühner. Die ländlichen Verhältnisse kommen der Aufzucht der freilebenden Thiere am nächsten; daher finden wir auch, dass in der Landwirtschaft bei sehr geringer Sorgfalt das Junggeflügel weit besser gedeiht als bei den städtischen Liebhabern. In der frischen Luft bei freiem Auslauf in Hof, Garten und Wiese entwickeln sich die Thiere kräftig, werden abgehärtet und haben doch den nöthigen Schutz gegen die Unbill rauher Witterung. Dann finden sie auch die verschiedensten, ihnen zusagenden Nahrungsstoffe. Die aufmerksame Bäuerin sorgt auch dafür, dass die kleinen Dinger nebenbei passendes Futter bekommen und nicht zu ungehöriger Zeit und an unpassenden Orten herumstreichen. Der Liebhaber muss künstlich ersetzen, was hier die Natur im reichsten Masse bietet. Aber auch die naturgemässe ganz vorzügliche Aufzuchtsmethode in der Landwirtschaft hilft nichts, wenn nicht gute Witterung vorherrscht. Da geht es den Landhuhnküken geradesso wie den Jungen der freilebenden Vögel; sie kränkeln und gehen zu Grunde. Unsere Nimrode taxieren den Wildbestand nach der Witterung. Sie wissen lange vorher, ehe sie mit Pulver und Blei ihr Gehege durchstreichen, was die Jagd ihnen bieten wird. Wenn die frische Luft das Lebenselement ist, ohne welches ein gutes Gedeihen gar nicht denkbar ist, dann ist ein zweites, nicht minder wichtiges Erforderniss Wärme. Im warmen Sonnenschein fühlen sie sich wohl, Nässe und Kälte führt ihren Untergang herbei. Frische Luft und Wärme sind für die Aufzucht des Junggeflügels ganz untrennbar. Wenn trotz aller aufgewandter Mühen und bei der denkbar besten Pflege dem Rassenzüchter so viel Junggeflügel eingeht, so liegt nach unserem Dafürhalten der Hauptgrund darin, dass man auf oben genannte zwei Grundsteine nicht den nöthigen Werth legt. Aus zu grosser Sorgfalt lässt man es in den einen oder anderen Punkte fehlen, indem man die Abhärtung oder Verweicheung zu weit treibt. Die Glucke ist der beste Ofen für die jungen Thiere. Gibt die Sonne mit ihren erwärmenden und belebenden Strahlen nicht die den kleinen Wesen nöthige Wärme, dann soll diese unter dem Federkleide der Glucke gefunden werden. Wir tadeln es ganz entschieden, wenn man die jungen Küken, eben um sie abzuhärten, bei Wind und Wetter im Freien campiren lässt auch bei der besten Glucke; denn diese folgt nicht nur dann ihrem Naturtriebe, wenn sie die Kleinen unter ihrem schützenden Gefieder birgt, sondern auch, wenn sie mit denselben emsig

umherstreift, um Futter für sie zu suchen. Ebenso entschieden tadeln wir es, wenn man das Junggeflügel vor jedem rauhen Lüftchen zu bergen sucht und sie in warmen Ställen, im geheizten Zimmer oder an anderen Orten, vielleicht sogar in Treibkästen unterbringt. Bei sorgsamster Behandlung und nachheriger aufmerksamer langsamer Gewöhnung an die frische Luft mag ein solches Verfahren in Ausnahmefällen angebracht sein. In der Regel aber erzielt man dadurch Weichlinge, die zwar anfangs gut gedeihen, dann aber umso schneller einem sicheren Untergange entgegen geführt werden. Wir haben unsere grosse Sorgfalt auf diese Weise oft sicher büssen müssen. Ein befreundeter Züchter, der auch in jedem Jahre eine Anzahl junger Thiere verlor, wie es wohl bei den meisten Züchtern der Fall sein wird, ersuchte uns vor unlängst, ihn zu besuchen und seine Zuchteinrichtung zu besehen. Ich habe in diesem Jahre nicht ein einziges Kücken verloren und hoffe, demnächst eine gute Zahl Junggeflügel zu haben. Die Angaben des betreffenden Herrn interessirten uns, und wir säumten nicht lange, den versprochenen Besuch abzustatten, da fanden wir denn in einer grossen Doppelreihe von Treibkästen die Glucken mit kleinen und mehreren Wochen alten Kücken untergebracht. Damit die Sonne nicht gar zu arg durch die Glasbedeckung den Raum erhitze, waren die Fenster grösstentheils mit Tuch belegt; also auch noch das Licht war den armen Thieren benommen. Als der Besitzer freudestrahlend zu uns herantrat und noch die Bemerkung machte: Da hab' ich Sie als alten Practicus aber einmal überboten, da haben wir einfach entgegnet: Früher haben Sie ihre Thiere jung verloren, jetzt gehen sie Ihnen ein, wenn sie grösser geworden und ein ordentliches Quantum Futter verzehrt haben. Ob und wie unsere Anleitung befolgt wird, an betreffender Stelle, wissen wir nicht. Der freundliche Leser ist aber sicher unserer Meinung, dass eine solche Aufzuchtsmethode unnatürlich und unvernünftig ist und an Thierquälerei grenzt. Ohne Luft und Wärme ist eine gute Aufzucht nicht denkbar, und wer dem Junggeflügel das nicht bieten kann, der lasse seine Finger von der Zucht. Er erspart sich dadurch viel Verdruss und viele Kosten und Mühen. Zu den genannten beiden Grundpfeilern muss sich dann eine geregelte Fütterung gesellen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mittheilungen.

Eine Schwarzkopfmöve in Ungarn. Wie ich aus dem Sitzungsberichte der Mai-Sitzung 1892 der allgemeinen deutschen ornithologischen Gesellschaft zu Berlin erfahre, war die bei Pomogy*) am Neusiedlersee erlegte Möve eine *Xema melanocephalum* Natt. juv. Nach Herrn Reichenows Aeusserung ist am Vogel der schwache Schnabel, besonders aber die dunkle, fast schwarze Färbung der Füsse und des Schnabels auffallend.

Pettend in Ungarn, 7. Juli 1892.

Ladisl. Kenessey von Kenese.

*) „Schwalbe“ XVI. Jhrg., Nr. 12, pag. 145, „Bemerkenswerthes aus Ungarn“.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen des Ornithologischen Vereins in Wien](#)

Jahr/Year: 1892

Band/Volume: [016](#)

Autor(en)/Author(s): Dackweiler W.

Artikel/Article: [Allerlei vom Geflügelhofe. 156-157](#)